



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Straußbiografie zweiter Teil

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Sache geht; was insbesondere die Krankenversicherung betrifft, so ist dringend zu wünschen, daß die in Aussicht stehenden Beratungen im Reichstage dem Regierungsentwurf eine Form geben, die die Ärzte befriedigt, ohne der Sache zu schaden; daß dies möglich ist, ist durch die praktische Erfahrung einwandfrei bewiesen.

Die Fragen der Simulation, der Rentensucht und der Unfallhysterie — die großen Schattenseiten der sozialen Geseze und die für die Ärzte unangenehmsten und schwierigsten Seiten der ganzen Materie — seien hier nur gestreift; sie haben sich zu wahren *crucis medicorum* entwickelt.



Der Straußbiographie zweiter Teil



er scharf und klar blickende, wahrhaftige und ehrliche David Friedrich Strauß hat aus der „modernen Wissenschaft“ die richtigen Folgerungen für die Religion gezogen und sie unverblümt und unzweideutig ausgesprochen. Er hat also in diesem Punkte Klarheit geschaffen, und Theobald Ziegler erweist diesen Dienst unsrer Zeit, die seiner nicht weniger bedarf, noch einmal in seiner (bei Karl F. Trübner in Straßburg erschienenen) Biographie. Die Gänsefüßchen sollen natürlich andeuten, daß mit der modernen Wissenschaft nicht ihre großartigen sichern Ergebnisse, sondern gewisse Voraussetzungen einiger ihrer Vertreter gemeint sind. Um die Richtigkeit dieser Voraussetzungen handelt es sich. Strauß kombinierte die Evangelienthese mit der Hegelschen Philosophie. Hegel lehrte in Übereinstimmung mit den größten der alten Philosophen, daß der Geist es ist, der sich den Leib baut, nicht umgekehrt, er zeigte, daß in den alten Kirchendogmen (die mittelalterlichen, aus dem hierarchischen Interesse gebornen, kommen für die Wissenschaft nicht in Betracht), die dem Wortsinne nach angefochten werden können, tiefe Wahrheiten sich bergen, und er verschaffte der fruchtbaren Idee der Entwicklung in der Wissenschaft Geltung. (Hegel, Schelling und die Naturphilosophen ihrer Zeit haben das getan, nicht Darwin. Die Veränderung der Organismen durch Anpassung an veränderte Lebensbedingungen, also durch Druck, Zug und Stoß von außen, ist gar keine Entwicklung, keine Auswicklung einer Keimanlage, und das unendliche Entwicklungsgeschwäh, das die Popularisierung dieser Theorie hervorgerufen hat, ist keine Wissenschaft.) Mit diesen drei sehr dankenswerten positiven Leistungen hat Hegel eine negative verknüpft: die spinozistische Gleichsetzung von Gott und Natur, das Dogma, daß das Absolute in den beiden uns bekannten Erscheinungsformen, dem materiellen Universum und dem Menschengenisse, aufgehe, und daß es jenseits der uns aus der Erfahrung

bekannten Welt kein Dasein gebe. Von jenen drei positiven Lehren führt eine Brücke zum Christentum, und Strauß hat sie mit einem Fuße betreten. Wie in dem Bericht über den ersten Teil der Biographie (im 26. vorjährigen Heft S. 626) erwähnt wurde, hat er einmal zugestanden, es sei ein außerordentliches, den andern Menschen überlegnes Individuum denkbar, das die Einheit des Menschlichen mit dem Göttlichen in seinem Selbstbewußtsein vollzogen habe. In einem seiner besten Augenblicke, wurde gesagt, habe er sich dazu verstanden. Daß es in der Tat ein glücklicher Augenblick gewesen ist, erfahren wir aus dem zweiten Teile: Strauß erlebte damals seinen Liebesfrühling, und das stimmte ihn mild und versöhnlich. Aber zugleich erfahren wir, daß der Züriputsch und die Hinausdrängung aus seinem Amte, die Vernichtung aller Aussichten auf eine Wirksamkeit ihn gründlich umgestimmt haben, und daß er fortan, zunächst in seiner Dogmatik, in einem ganz andern Tone schrieb. Von Halbheiten, Versöhnung, Vermittlung wollte er nichts mehr wissen. Das negative Element des Hegeltums*) beherrschte ihn, und von ihm aus hat er die drei positiven Bestandteile aufgelöst. Er hat Materialismus und Idealismus als verschiedene Betrachtungsweisen desselben Monismus auffassen gelernt (was nicht richtig ist, weil die Erkenntnis Kritik den Stoff, dessen Funktion der Geist sein soll, vernichtet und beseitigt hat), und er ist Darwin dafür dankbar gewesen, daß er durch die Ergänzung der Kant-Laplacischen Hypothese die Annahme eines Schöpfers auch für die organische Welt überflüssig gemacht habe. (Was von dieser vermeintlichen Welterklärung zu halten sei, ist in den Grenzboten oft genug gezeigt worden.) Und was den zweiten Punkt betrifft, so läßt er die Dogmen nicht mehr als Symbole von Wahrheiten gelten, sondern ihr Inhalt soll in Widerspruch stehn mit den Ergebnissen der Wissenschaft: für Glauben und Wissen gibt es keine Versöhnung, sondern nur ein Entweder — oder; man hat sich für eins von beiden zu entscheiden. An die Stelle der Theologie tritt die Philosophie, an die Stelle Gottes die Natur. Die Religion aber geht dabei nicht verloren: sie besteht in dem Bewußtsein unsrer Abhängigkeit vom Universum und in der Verehrung dieses Universums. An die Stelle des Jenseits, das es nicht gibt, tritt das ewige Diesseits. Ziegler meint, Strauß habe den Kritikern seines letzten Buches (Der alte und der neue Glaube) gegenüber mit Recht deren Versuch zurückgewiesen, sich auf Kant zu berufen und die kritische Eingrenzung des Vernunftgebrauchs nur willkommen zu heißen, „um jenseits der

*) Nach Dr. Heinrich Reese („Hegel über das Auftreten der christlichen Religion in der Weltgeschichte“, Tübingen, B. G. F. Mohr, 1909) hat Hegel in Gott ein persönliches, von den Geschöpfen unabhängiges Selbstbewußtsein angenommen, wird ihm nur irrtümlich die Lehre zugeschrieben, Gott komme erst im Menschen zum Selbstbewußtsein, und ist er für den Naturalismus von Strauß und Feuerbach nicht verantwortlich zu machen. Nun, diese beiden haben ihn eben so verstanden, und daß Hegels eigentliche Meinung schwer zu ermitteln ist, gibt Reese zu.

Grenze um so ungestörter allen Spuk des alten Glaubens und Aberglaubens fortreiben zu können". Aber Kant hat doch den seiner Ansicht nach von der praktischen Vernunft geforderten Glauben an den persönlichen Gott und an die Unsterblichkeit vollkommen ernst gemeint. Dem Spuk, wie ihn heute wieder Spiritisten und Theosophen treiben, hat er allerdings für alle Verständigen damit ein Ende gemacht, daß er die Unvorstellbarkeit alles Jenseitigen klar macht, aber die poetischen Vorstellungen, deren allem Vernunftverbot zum Trotz die Kinder und das Volk nicht entbehren können und wollen, darf man nicht Spuk schelten; zu solchem werden sie erst durch abergläubische Praktiken. Und ganz richtig schreibt Ziegler an einer andern Stelle, Strauß ziehe dem Worte „Gott“ die Ausdrücke „All“ und Universum vor, ohne zu übersehen, daß diese die Gefahr mit sich bringen, an die Gesamtheit der Erscheinungen statt an den Inbegriff der sich äußernden Kräfte und sich vollziehenden Gesetze zu denken. (In der Tat würde es mit der Andacht zur Gesamtheit der Erscheinungen hapern in dem Augenblicke, wo man von einer dieser Erscheinungen, etwa einem Haifische, gefressen würde.) Strauß sei jedoch dieser Gefahr nicht immer entgangen. „Er hat Welt und Weltgrund nicht genügend unterschieden, die freilich eins sind, weil dieser ihr Grund der Welt immanent ist, aber begrifflich doch auseinandergehalten werden können und müssen. Daß er aber den Weltgrund gemeint hat, das zeigt der wiederholt von ihm gebrauchte Ausdruck: die Urquelle alles Lebens, alles Vernünftigen und Guten. Als Entschuldigung für diese Unbestimmtheit müssen wir mit ihm und für ihn zugeben, daß wir hier wirklich »an der Grenze unsers Erkennens stehn und in eine Tiefe schauen, die wir nicht mehr durchdringen können.«“ Warum müssen wir Welt und Weltgrund unterscheiden? Weil es unerträglich wäre, den Einzelerrscheinungen oder auch ihrer Gesamtheit unsre Verehrung widmen zu sollen. Und noch aus einem andern Grunde: dem der alten Philosophen und Theologen, daß die Einzelerrscheinungen veränderlich, vergänglich, in einem gewissen Sinne zufällig sind, darum nicht als durch und aus sich selbst bestehend gedacht werden können. (Oder gar aus eigener Kraft entstanden; aus eigener Kraft entstehen ist ein noch weit tollerere Gedanke, als sich am eignen Schopf selbst aus dem Wasser ziehen.) Sogar Strauß braucht, wie wir eben gelesen haben, einen Urquell des Lebens und der Vernunft. Und da wir nun einmal, wenn wir nicht auf das Nachdenken über die tiefsten Fragen verzichten wollen, um einen Urquell nicht herumkommen, so finden wir (das heißt meine Wenigkeit und Millionen Gleichgesinnte) das Psalmenwort: Der das Ohr gemacht hat, sollte nicht hören, der das Auge gebildet hat, nicht sehen?, vernünftiger als die Ansicht, diese ganze wundervolle Welt sei aus einem blinden Atomwirbel oder aus einem unbewußten und darum ebenfalls blinden Geiste hervorgegangen; womit übrigens die Immanenz Gottes nicht geleugnet wird. Die einen können sich den Weltgrund unbewußt denken, die andern können das nicht. Die zweiten

können sich außer dem Dasein, das wir wahrnehmen, ein jenseitiges denken, das wir vorläufig nicht wahrnehmen, die ersten behaupten, das vermöchten sie nicht. Ein jeder nimmt wahr und denkt nach der ihm eignen seelischen Konstitution; Menschen von anderer Konstitution die Vernunft absprechen, dazu hat er nicht das Recht, auch nicht in Beziehung auf Dinge, die jenseits der Erfahrungswissenschaft liegen, zu sagen: dies oder das widerspricht der Wissenschaft. Die Wissenschaft vermag eben über diese Dinge gar nichts auszusagen, auch nicht, ob sie sind oder nicht sind. Auch der Weltgrund der Spinozisten liegt jenseits der Erfahrung, jenseits des mit den Mitteln der Wissenschaft Erreichbaren „in einer Tiefe, die wir nicht mehr durchdringen können“. Daß Strauß die Aufschlüsse, die Darwin gebracht haben soll, überschätzt hat, hebt Ziegler, dem ja natürlich die heutige Krisis der Biologie bekannt ist, ausdrücklich hervor.

Mit dem christologischen Dogma berührt sich die heutige Naturphilosophie nur insofern, als sie den Gott gebannt zu haben glaubt, der in den Naturlauf einzugreifen vermöchte. Damit fällt die Möglichkeit, gewissen neutestamentlichen Erzählungen zu glauben, und ist den Theologen und Historikern die Aufgabe gestellt, zu untersuchen, wie diese Erzählungen wohl entstanden sein mögen. Strauß und die Tübinger Schule haben diese Aufgabe von verschiedenen Seiten angegriffen, und ihre Ergebnisse sind wiederum ein wissenschaftlich begründeter Tatsachenkomplex, von dem behauptet wird, daß ihm der Inhalt des christologischen Dogmas widerspreche. Nun ist es aber den Forschungsergebnissen der Tübinger nicht anders ergangen als denen der Darwinianer; sie werden von neuern Forschern teils als unhaltbar preisgegeben teils berichtigt. Wir haben es also auch hier nicht mit einer Wissenschaft zu tun, die auf Unfehlbarkeit Anspruch machen könnte. Gewiß, die Spekulationen der Kirchenväter lassen wir ebensowenig als unfehlbare Wahrheit gelten, und daß die moderne Forschung die menschlichen Kräfte aufgedeckt hat, die zur Entstehung der Urkirche und der christlichen Dogmen zusammengewirkt haben, erkennen wir dankbar an. Auch daß wir von Jesus nur das Bild haben, das sich seine Jünger und einige Verehrer, die ihn gar nicht persönlich gekannt haben, von ihm machten, und daß bei der Ausmalung dieses Bildes die mythenschaffende Phantasie tätig gewesen ist, muß ohne weiteres zugegeben werden. Aber fällt damit notwendigerweise das ganze christologische Dogma dahin? Ziegler teilt eine briefliche Äußerung von Strauß mit, die diesen, wenn er den damit eingeschlagenen Gedankengang weiter verfolgt hätte, in unsre Nähe geführt haben würde. In der Periode, wo Strauß Biographien schrieb, dachte er nach der Vollendung seines Hutten auch an Luther; es wäre ja unnatürlich gewesen, hätte ihn diese Aufgabe nicht gelockt. Aber, schrieb er an seinen Freund Rapp, „um Luther zu begreifen, muß man seine Rechtfertigungslehre und die innern Kämpfe, die ihn dazu führten, sich deutlich machen, sich in sie hineinleben. Letzteres ist nicht

leicht, wenigstens mir nicht. Zunächst sind mir diese Gemütszustände widrig, und ihr Resultat, die Rechtfertigungslehre, erscheint als Unsinn. Nun sag ich mir aber: diese Geschichten haben die Welt umgestaltet; auch du mit allem, was dir von Überzeugungen teuer ist, stehst darauf; kann also kein bloßer Unsinn sein; dringe unter die Oberfläche und grabe dem Sinne nach. Gut, ich tu es und übersehe mir jene Anfechtungen und ihre Lösung in meine Sprache; aber verfälsche ich sie damit nicht? sind das noch Luthers Zustände? Luthers Auskunft? Und doch muß es eine Vermittlung geben, durch die Luthers Gesetz und Evangelium in Kants kategorischen Imperativ und Schillers ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts ausmündet.“ Die Sache ist ihm jedoch zu schwierig, und er „läßt Luther Luther sein“. Möchte er den Plan einer Lutherbiographie aufgegeben haben, wenn er nur den eingeschlagenen Gedankengang weiter verfolgt hätte! Es gibt so unendlich viel in der Menschenwelt, was teils anders teils gar nicht sein sollte. Verschiedenheit der Lebensumstände und der Gemütsanlagen bewirkt, daß die einen dieses Nichtseinsollende kaum spüren, die andern sich davon bedrückt und bedrängt fühlen. Und weil sie erkennen, daß sie selbst mitunter dazu beitragen, die Masse des Häßlichen, des Bösen, des Elends zu vermehren, empfinden sie das Nichtseinsollende als eine ungeheure auf der Menschheit lastende Schuld und fühlen sich als Mitschuldige. Dieses Schuldgefühl hat einerseits die theologischen Spekulationen über Erbsünde, Erlösung und Rechtfertigung veranlaßt, deren Schöflinge: das Höllendogma, die Prädestination, der Teufelsglaube und der kirchliche Heilsapparat durch Entflammung des Fanatismus und durch Förderung des Aberglaubens Unheil angerichtet haben. Andererseits aber hat das Christentum durch Belehrung, Seelsorge, Aufrüttlung der Gewissen, Weckung und Verfeinerung des Verantwortlichkeits- und des Pflichtgefühls, Einschärfung der Pflichten gegen den Nächsten die Bekämpfung alles Nichtseinsollenden organisiert. Durchmusterung der Weltgeschichte ergibt, daß die schlimmen Wirkungen jener Erweckung im ganzen von den guten überwogen werden, und dieser Einwirkungsprozeß, diese große Wendung der Weltgeschichte hat von der geheimnisvollen Persönlichkeit Jesu ihren Anfang genommen. Wenn wir nur an Gott glauben, dürfen wir da nicht auch glauben, daß er sich in einem einzelnen Menschen anders und wirksamer offenbart als in allen übrigen Menschen und durch ihn eine Wendung der Weltgeschichte herbeiführt? Und wenn wir darauf verzichten müssen, Gott und die Welterschöpfung begreifen zu wollen, dürfen wir da nicht auch dem größten Ereignis der Weltgeschichte gegenüber aufs Begreifenwollen verzichten? Der Verzicht wird um so leichter, weil vom Begreifenkönnen gar keine Rede ist. Denn wir wissen es nicht, und wir können es nicht ermitteln, wie im einzelnen alles in Jesu Leben zugegangen ist. Strauß hat zuletzt ganz richtig erkannt, daß bei der Unzulänglichkeit der Quellen ein wirkliches Leben Jesu gar nicht geschrieben werden kann. Er folgert daraus, daß man also diesen

historischen Jesus beiseite lassen und sich nur mit dem Christus des Dogmas befassen solle — natürlich, um dessen Unmöglichkeit zu beweisen und dogmengeschichtlich zu zeigen, wie es entstanden sei. Ich folgere dagegen, daß die weltgeschichtlichen Wirkungen des Christentums als Urheber einen außerordentlichen Menschen voraussetzen, und daß das Kirchengodma die außerordentliche Natur dieses Menschen zu definieren bestimmt war, was natürlich nicht gelingen konnte. Wenn wir weder den Urquell noch unsern eignen Zusammenhang mit ihm zu erkennen vermögen, wie vermöchten wir da diesen mit unsrer Psychologie gar nicht zu erfassenden göttlichen Menschen zu verstehen? Es bleibt uns nichts übrig, als ihn dankbar zu verehren und in seinem Sinne, der aus seinen Worten deutlich genug erkannt werden kann, zu leben und zu wirken. Ähnlich wie es im achten Hest in dem Artikel über Harnacks Vorträge geschehen ist, zeigt auch Strauß, daß der Jesus des Neuen Testaments in der Kategorie der gewöhnlichen großen und guten Menschen kaum unterzubringen ist. In vielen Reden Jesu findet er „einen so rationellen Zug“, daß er ihm die Idee der messianischen Wiederkunft, die an Wahnsinn grenze, nicht zutrauen könne; „dergleichen von sich selbst erwarten, ist noch etwas ganz andres, als es im allgemeinen erwarten“. Sehr richtig; ein Weltgericht verkünden, das heißt nur, der Weltgeschichte einen Schluß geben, der Unzählige befriedigt; aber sich selbst als den Weltenrichter ankündigen — nein, Jesus ist keine normale Persönlichkeit; man hat nur die Wahl, ob man ihn für übernormal oder für unternormal halten will; wer das Christentum für etwas Göttliches und für die wohlthätigste Erscheinung der Weltgeschichte hält, wird sich für das erste entscheiden. Ziegler will uns damit über die fatale Alternative hinweghelfen, daß er in dem sonst apollinischen Jesus eine genial-dämonische, düster orientalische, dionysische Unterströmung annimmt, aber diese Unterströmung hat eben doch überwogen und es damit unmöglich gemacht, gesundes reines Menschentum anzuerkennen.

Was dann die praktische Brauchbarkeit der straußischen Religion betrifft, so versteht es sich ja von selbst und ist durch die Erfahrung erwiesen, daß einem gebildeten Menschen Kunst, Wissenschaft, Berufsarbeit, Familie und Vaterlandsliebe die Religion ersetzen können. Wie sich ein rein weltlicher Sinn auch im Leiden zu bewähren vermag, das hat Strauß an seinem ihm gleichgesinnten Bruder erfahren. Ihm hat er die Volksausgabe seines Lebens Jesu gewidmet und in der Widmung, die durch den vor der Veröffentlichung eingetretenen Tod des Angeredeten zum Nachruf wurde, geschrieben: „Ob eine Weltansicht, die mit Ablehnung aller übernatürlichen Hilfsquellen den Menschen auf sich selbst und die natürliche Ordnung der Dinge stellt, sich auch wirklich fürs Volk und fürs Leben eigne, ob sie imstande sei, den Menschen nicht nur im Glück in der richtigen Bahn, sondern auch im Unglück aufrecht zu erhalten, dies insbesondre nach der letztern Seite zu erproben hast du, lieber Bruder, nur allzuvielen Gelegenheit gehabt. Du hast einem langjährigen

Körperleiden ohne fremde Krücken, einzig auf das gestützt, was du als Mensch und Glied dieser geist- und gotterfüllten Welt bist und wissen kannst, mannhaft widerstanden usw.“ Und David Friedrich selbst ist der edelste Charakter gewesen, den keiner seiner zahlreichen Feinde je einer unedlen Handlung zeihen konnte (daß der Vorwurf des Geizes, den einige erhoben haben, ganz unbegründet ist, weist Ziegler nach), und die Schmerzen seiner langwierigen Krankheit hat er getragen wie ein Held. Freilich, ein Unterschied ist zu bemerken zwischen den pantheistischen und den christlichen Helden: jene leiden mit Ergebung, diese mit Freuden. Und auch bei Erfüllung schwerer Pflichten, in der Weise, wie die ganze Lebensmisere hingenommen wird, tritt dieser Unterschied der Stimmung hervor. Strauß hat in schweren Zeiten mit Faust gemurrt: es möchte kein Hund so länger leben, hat manchmal gewünscht, ein mittelalterlicher Mönch zu sein. Der gläubige Christ fühlt sich in schwieriger Lage als einen Soldaten, den sein oberster Kriegsherr auf einen gefährlichen aber eben darum ehrenvollen Posten gestellt hat, und das hebt seine Stimmung. So wirkt die Vorstellung des persönlichen Gottes. Auch den wirklichen Soldaten halten weit weniger Begriffe wie Vaterland und Staat aufrecht als die Personen, deren Bild er im Herzen trägt: seine unmittelbaren Vorgesetzten und sein König oder Kaiser. Soll das Universum oder die Natur eine ähnliche Wirkung hervorbringen, so muß man zu Personifikationen seine Zuflucht nehmen, den Atomkomplex zur Göttin oder zur gütigen Mutter umdichten. Höchst lehrreich ist folgendes Gebet des kranken Strauß:

Könnt ich denn empfangen haben,
 O Natur, aus deinen Händen
 Diese schönen, reichen Spenden
 Und nicht auch vertraun auf dich?
 Große Geberin der Gaben,
 Seufz' ich dann in meiner Kammer,
 Nur mit allzu schwerem Sammer,
 Gütige, verschone mich.

Das ist doch poetischer Selbstbetrug, angeregt durch die Stimmung von Gläubigen, wie sie sich in Hiob 2, 10 kundgibt; Männer wie Strauß wissen so gut wie wir andern, daß die Natur ihre Gaben nicht aus Güte sondern unbewußt spendet, daß sie blind, taub und gegen die Leiden der lebenden Wesen vollkommen gleichgiltig ist. Den Ausschlag aber gibt ein Umstand, den Männer wie Strauß gar nicht an sich erfahren. Strauß ist nicht reich gewesen, hat aber doch niemals Not gelitten und die immerwährende, meist lebenslängliche Sorge der Armen ums tägliche Brot nicht kennen gelernt. Nur wer diese kennt, oder wer, wie Matrosen und Bergleute, täglich in Lebensgefahr schwebt, oder wie der Bauer mit seiner wirtschaftlichen Existenz vom Wetter abhängt, weiß, was Religion ist. Abhängigkeit fühlen, das ist an sich noch lange nicht Religion; wer von einem Unhold abhängt — und

Unzähligen stellt sich das Universum als Unhold dar —, fühlt diesem gegenüber nichts, was den Namen Religion verdiente. Sich von liebenden Eltern abhängig fühlen, ist die Wurzel der Religion, und das Vaterunser ihre Vollendung. Religion, die über das Vaterunser hinausstrebt, schlägt in ihr Gegenteil um. Religion ist nur möglich, wenn das Wesen, von dem man sich abhängig fühlt, als hörend, sehend, fürsorgend und stützend gedacht wird. Sich in Gottes Gut sicher wissen wie das Kind im Mutterarm (was natürlich sittliche Gefinnung oder wenigstens den ernstlichen Willen zu solcher einschließt), das ist die Religion, die Jesaias, die Psalmisten und Jesus dem Menschenwürmlein beschert haben.

Die Idealisten aus Hegels und Fichtes Schule erklären freilich, eine Religion, die Gott zum Diener unsrer niedrigen Bedürfnisse und Wünsche herabwürdigte, sei gar keine Religion, wenigstens kein Christentum. Und bestätigt das nicht Jesus selbst, indem er mahnt, nur nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit zu trachten, nicht zu fragen: was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?, „denn nach alledem trachten die Heiden.“ Ja, wenn nur nicht dabei stünde: euer himmlischer Vater weiß schon, daß ihr alles dessen bedürft! Weil der Gläubige weiß, daß es ihm, wofern er nur das Seinige tut, Gott am Notwendigsten nicht wird fehlen lassen, braucht er nicht all seine Energie in verzehrender Sorge zu erschöpfen, sondern behält, auch wenn er arm ist, noch Zeit und Kraft fürs höhere Seelenleben übrig. In der Tiefe jener erhabnen idealistischen Religion schlummert (regt sich auch mitunter wachend) der pessimistische Gedanke, daß diese leiblichen Bedürfnisse ein Nichtseinsollendes seien, daß sich das Absolute herabgewürdigt hat, indem es mit solchen Bedürfnissen behaftete Wesen hervorbrachte, daß die leibliche Sonderexistenz Sünde, die Ursünde ist, nicht unsre Sünde, denn wir können doch wahrhaftig nicht dafür, daß wir da sind, sondern die Sünde des dummen Absoluten, und daß wir, die gescheit gewordenen Organe dieses Absoluten, durch Selbstvernichtung uns und unsern Urheber von den verhängnisvollen Wirkungen seiner Dummheit zu erlösen haben. Für diesen hohen Gedankenflug ist natürlich die Menge nicht zu haben. Die Sonderexistenz gefällt ihr ganz gut, wenn ihre Bedürfnisse nur einigermaßen befriedigt werden, und die Sorgen, Konflikte und Kulturschöpfungen, die sich aus der Bedürfnisbefriedigung ergeben, machen auch den Inhalt unsers geistigen Lebens aus, denn sie schaffen Trauer- und Lustspiele, Kunst und Wissenschaft. Wenn Feuerbachs „Wesen des Christentums“, das zugleich mit der Glaubenslehre von Strauß (1841) erschien, mit Begeisterung aufgenommen, der Alte und der Neue Glaube dagegen (1872) allgemein abgelehnt wurde, so erklärt sich das, scheint mir, ganz leicht aus zwei Umständen. Feuerbach schreibt wärmer und packender; losgelöst von jenem kalten hegelschen Idealismus hat er volles Verständnis für den „niedern“ Menschen und fühlt für ihn. „Gott war mein erster Gedanke, mein zweiter

die Vernunft, mein dritter und letzter der Mensch“, d. h., fügt Ziegler erklärend hinzu, „der Mensch mitsamt dem Irrationalen an und in ihm“. Das Irrationale, das ist eben das Gefühlsmäßige, das, was im großen und ganzen die Entschlüsse des Menschen bestimmt. Und die Zeit war zwischen beiden Werken eine andre geworden (was Ziegler S. 359 in Beziehung auf zwei andre Werke und ganz anders ausführt). Den Hauptinhalt des letzten Buches von Strauß, das so ungeheures Aufsehen erregte, haben ja wohl die Leser noch im Gedächtnis. Er gliedert es in vier Fragen. Die erste: sind wir noch Christen? beantwortet er mit „nein“, die zweite: haben wir noch Religion? mit „ja und nein“; die Antwort auf die dritte: wie begreifen wir die Welt? lautet: durch die moderne Naturwissenschaft (die Unzulänglichkeit dieser Antwort erkennt Ziegler an); auf die vierte: wie ordnen wir unser Leben? antwortet er: der Idee unsrer Gattung gemäß, d. h. ethische Pflichten erfüllend, Kulturgüter schaffend und genießend. Nun kommt Feuerbachs Wesen des Christentums praktisch auf dasselbe hinaus. Aber im Anfange der vierziger Jahre gab es noch keine bedrohliche soziale Bewegung, in den sechziger Jahren hatte Lassalle eine solche in Gang gebracht, und das allgemeine gleiche Reichstagswahlrecht eröffnete den Lohnarbeitern die Aussicht auf politische Macht. Darum erschrakten die kirchlich liberal Gesinnten, die sich aber doch nicht allein der Bildung, sondern auch des Besitzes erfreuten, als jetzt in einem populär und packend geschriebnen Buche als Ergebnis der modernen Wissenschaft von einem hochberühmten ehemaligen Theologen verkündigt wurde: es gibt keinen Gott und kein Jenseits. Was Strauß schon früher beklagt hatte: „Von keiner Seite sagt man gerne das letzte aufrichtige Wort“, das galt damals in noch weit höhern Grade, und erst recht ein paar Jahre später, namentlich seit 1878. Die „Liberalen“ waren im Herzen mit dem alten Wilhelm ganz einverstanden, daß dem Volke die Religion erhalten bleiben müsse, denn sie hätten ja blind sein müssen, wenn sie die disziplinierende Kraft der Religion nicht erkannt hätten, nur wollten sie dieses Machtmittel, gleich allen andern Machtmitteln, selbst handhaben, anstatt es mit einer vom Staate mehr oder weniger unabhängigen Klerisei zu teilen oder gar dieser das Monopol darauf einzuräumen. Hier steckt die Erklärung dafür, daß die Partei der Leute von Bildung und Besitz, die sich liberal zu nennen pflegen, immer nur vorübergehend, unter besonders günstigen Konjunkturen, die Mehrheit in der Volksvertretung erlangen. Die Masse besteht aus Leuten ohne Besitz oder mit einem ganz geringen Besitz, der entweder die Existenz nicht sichert oder nur eine kümmerliche Existenz gewährt. Diese Armen nun (heute ist jeder arm, der weniger als 3000 Mark jährlich einnimmt, und die meisten der Besitzten zwischen 3000 und 6000 Mark, auch manche derer zwischen 6000 und 10000 Mark kommen sich noch arm vor) sind entweder gläubig und dann imstande, sich in ihre Lage als in eine von Gott verhängte Notwendigkeit zu fügen, oder sie sind Befenner des neuen Glaubens, dann wollen

sie ihren Anteil an den Genüssen des Diesseits, auf das sie ihr Glaube beschränkt, erobern. Das ist nicht etwa eine neue Erscheinung. Bei mittelalterlichen Arbeiteraufständen haben die Führer gerade so gesprochen wie unsere Sozialdemokraten — auf Namen kommt nichts an —, und die Kirche konnte auf der Höhe ihrer Macht der südfranzösischen Kezer, die vor allem lustig leben wollten, nur mit brutaler Gewalt Herr werden. Woraus folgt, daß die Masse für gewöhnlich teils konservativ und ultramontan teils für halb oder ganz sozialrevolutionäre Agitatoren stimmen wird. Strauß selbst ist bekanntlich ein entschiedener Gegner der Sozialdemokratie gewesen und hat sie im vierten Teile seines Buches heftig bekämpft, aber gerade derartige Bekämpfungen sind Wasser auf ihre Mühle, denn sie werden dahin interpretiert: die Besitzenden wollen den Himmel auf Erden, der nach der Vernichtung des jenseitigen Himmels allein übrig bleibt, für sich monopolisieren, und Strauß hat denn auch ganz richtig vorausgesehen, daß die Sozialdemokratie im Bunde mit den Ultramontanen der Regierung zu schaffen machen werde. Daß die „wir“, in deren Namen er die vier Fragen beantwortet, nicht das Volk seien sondern nur eine Bildungsaristokratie, das war ihm vollkommen klar. „Das Volk“ hatte er seit dem Zürichputsch im Magen, und daß mit „harten Bauernschädeln“ nichts anzufangen sei, davon hatte er sich schon in Schwaben überzeugt, nachher auch noch die Erfahrung gemacht, daß ihm nahestehende, hochgebildete Menschen teils gläubig blieben, teils trotz dem Einflusse, den er auf sie übte, erst wurden. Er meinte, man müsse jeden bei seinem Glauben lassen. Die Aussicht auf eine das ganze Volk einende neue Weltanschauung schien also versperrt. Allerdings meinte er, die Scheidewand könne mit der Zeit niedergelegt werden. Der Anblick eines zur Kirche gehenden Kutterweibes erregte ihn. Im Jahre 1848 gedachte er in einer Wahlrede des Volkes, das hungert und friert und von Not aller Art zu Boden gedrückt wird, und er mahnt in seinem letzten Buche, den gemeinen Mann an den Bildungsschätzen der Nation, hauptsächlich an den Werken der Klassiker, teilnehmen zu lassen; Lessings Nathan und Hermann und Dorothea seien nicht schwerer zu verstehen und enthielten nicht weniger Heilswahrheiten als ein paulinischer Brief oder eine johanneische Christusrede. (Er hätte sagen dürfen, diese Bestandteile des Neuen Testaments seien größtenteils unverständlich und für Ungelehrte geradezu ungenießbar.) Das geschieht ja nun heute nach Möglichkeit und noch manches andre, was er ebenfalls als notwendig und wünschenswert erkannt hat, wie genossenschaftliche Selbsthilfe. Und diese Dinge unterwühlen tatsächlich die Scheidewand, beseitigen vieles von dem, was dem Armen die Religion lieb und, falls ihm kein Ersatz geboten wird, unentbehrlich macht. Nicht etwa die „Wissenschaft“ beseitigt den Glauben. Es gehört zu den ewigen Selbsttäuschungen der Atheisten, daß sie ihren atheistischen Glauben für ein Ergebnis wissenschaftlicher Forschung halten, während er so alt ist wie die Religion und die Philosophie; der Fortschritt

der Wissenschaft liefert beiden Ansichten, die einander als Produkte verschiedener Gemütsanlagen von Anfang an gegenüberstehn, täglich neue Waffen. Aber die größere, freilich noch lange nicht vollständige Unabhängigkeit von der Natur, die fortschreitende Sicherung des Menschenlebens in hygienischer und in sozialer Beziehung, die Bereicherung des Seelenlebens durch weltliche Kunst und Wissenschaft machen die Kirche mehr und mehr entbehrlich und vermindern die Zahl der Fälle, in denen sich der Mensch nach übernatürlichen Hilfen und Stützen umsieht. Daß ein stetig wachsender Prozentsatz der Bevölkerung lebenslänglich an der Staatskrippe versorgt wird, bedeutet eine für die Kirche sehr empfindliche Konkurrenz des Staates. Doch bleibt dem mit historischem Sinne begabten Forscher nicht verborgen, daß diese moderne Kulturentwicklung in einem bedeutenden Maße der Erziehung der europäischen Menschheit durch das Christentum zu danken ist.

Der Aristokratismus Straußens zusammen mit seiner bürgerlichen Anstands- und Ordnungsliebe, die ihn in den Augen seiner Gegner zum Philister gestempelt hat (er ist ein Dichter und ein Genie, aber trotz der ihm aufgezwungenen Unstetigkeit der Lebensführung das Gegenteil eines Bohemien gewesen) haben ihn gerade mit den Kreisen am ärgsten verfeindet, die zu seinem, des religiösen Revolutionärs, Publikum prädestiniert zu sein schienen. In der württembergischen Kammer sah er sich der radikalen Mehrheit gegenüber auf die Seite Wolfgang Menzels und des katholischen Theologieprofessors Ruhn gedrängt (der König wollte ihn zum Redakteur eines Regierungsamtsblatts machen; ebensogut, meinte Strauß, könnte er mich zum Husarenobersten machen), und der Protestantenverein erscheint ihm schwächlich und unaufrichtig; dessen Führer in Baden, Schenkel und Bluntschli, waren ihm auch wegen ihres persönlichen Charakters verhaßt, und in dem Konflikt Schenkels mit der badischen Pfarrgeistlichkeit, die ihn grundstürzender Irrlehren anklagte, nahm Strauß entschieden Stellung gegen den Gründer des Protestantenvereins.

Das Charakterbild seines Helden vermag Ziegler aus bisher ungedruckten Briefen zu ergänzen; es zeigt uns einen bei aller Verstandesschärfe und Geistesklarheit warmblütigen, liebenswerten, von heißen Leidenschaften bewegten Menschen, dem nichts menschliches fremd war. In der Politik entschied er sich früh für Preußen, im Gegensatz zu seinen schwäbischen Landsleuten und trotz seiner tiefen Abneigung gegen den „Romantiker“ auf dem frizischen Throne. Mit Osterreich, meinte er, gehe es nicht, wegen seiner außerdeutschen Anhängsel und weil ein katholischer Staat an der Spitze Deutschlands gerade das nicht repräsentieren würde, was das Beste an Deutschland sei, und 1866 schrieb er: „Osterreich hasse ich, die Mittelstaaten und ihre Politika verachte ich; vor Preußen habe ich Respekt; zur Liebe langt es noch nicht, aber meine Hoffnung für Deutschland ruht auf Preußen.“ Die Ereignisse von 1870/71 erfüllten ihn mit Freude. Renan, der ihn als Genossen einer über den

Kämpfenden stehenden kosmopolitischen Gesinnung ansprach, schüttelte er in zwei würdigen offenen Sendschreiben von sich ab, die allgemein als politische Taten begrüßt wurden. (Anlaß zu Renans Schreiben war der „Voltaire“, den Strauß für die Prinzessin Alice, Gemahlin des Erbprinzen Ludwig von Hessen, verfaßt hatte.) Einen besondern Abschnitt widmet Ziegler dem Stile Straußens. Es gebe, schreibt er, zurzeit in Deutschland drei Stilarten, den pathetischen, den Treitschke repräsentiere, den glänzenden, flackernden, „dionysischen“ Nietzsche, und den einfachen, schlichten, ungekünstelten, hellen und klaren Stil, den Strauß geschrieben habe.

Carl Jentsch



Neue Goethe-Briefe

Nebst einem ungedruckten Briefe von Kochitz an Goethe

Von Hans Gerhard Gräf

1

Weimar, am 4. Januar 1909



eine Mutter pflegte zu sagen, wenn ihr gar zu viel Freunde über den Hals kamen: Sie lassen mich die Nase nicht putzen. Ich freue mich, daß ich Dich in einer ähnlichen Verlegenheit sehe.“ So schrieb Goethe 1829 einmal an Zelter. Ein Spaßvogel von Literaturfreund könnte heute versucht sein, diesen drastischen Vergleich der Frau Kat in humoristischer Verzweiflung anzuwenden auf den immer wachsenden Andrang neuer Literatur über Goethe. Diese Literatur schwillt in so beängstigendem Maße an, daß mancher in der Tat gar nicht oder nur mühsam dazu gelangen kann, das Natürliche, das Notwendigste zu tun, nämlich: sich in die Werke des Meisters zu vertiefen, den geliebten Urtext aufzuschlagen, alles darüber, darum und dazu Geschriebne entschlossen beiseite lassend.

Mag der Ruf „Mehr Goethe!“, wenn man seinen wahren Sinn versteht, auch heute noch, und gerade heute mehr als je berechtigt sein; im Hinblick auf die beinahe täglich massenhaft erscheinenden Broschüren, Schriften und dicken Bücher über Goethe wäre der Gegenruf nur allzu berechtigt: *Claudite jam rivos, pueri: sat prata biberunt*, oder, wie Goethe diesen Hexameter Virgils übersetzt: „Schließet den Währungskanal, genugsam tranken die Wiesen.“

Zwei Arten freilich von Schriften zur Goethe-Literatur wird man stets und unbedingt willkommen heißen: erstens solche, die sehr schwer Zugängliches und ganz Entlegnes der bequemen Benutzung zuführen, sodann und vor allem solche, die wirklich Neues, bisher Unbekanntes bringen, das von Goethe selbst geschrieben worden ist. Und wenn diese Quelle auch längst nicht mehr so